



JOCHEN SCHWEITZER

# Ich hätte da noch eine Idee ...

Persönliche Geschichten aus 45 Jahren  
Systemischer Therapie und Beratung

Jochen Schweitzer: Ich hätte da noch eine Idee ...



© 2022 Vandenhoeck & Ruprecht | Brill Deutschland GmbH  
ISBN Print: 9783525408636 — ISBN E-Book: 9783647408637

Jochen Schweitzer: Ich hätte da noch eine Idee ...

Jochen Schweitzer

# **Ich hätte da noch eine Idee ...**

Persönliche Geschichten aus 45 Jahren  
Systemischer Therapie und Beratung

Vandenhoeck & Ruprecht

## Mit einer Abbildung und einer Tabelle

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2022 Vandenhoeck & Ruprecht, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen,  
ein Imprint der Brill-Gruppe  
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill  
Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill  
Österreich GmbH, Wien, Österreich)  
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei,  
Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, V&R  
unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen  
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Robert Delaunay, »Schraubenlinie« (1923)/akg-images

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)

ISBN 978-3-647-40863-7

# Inhalt

<b>1</b>	Welche Geschichten werden hier erzählt? .....	9
<b>2</b>	Wie ich zur Familientherapie fand (ab 1976) .....	14
	Studentische Suchbewegungen in Gießen .....	14
	Auf in die USA .....	16
	Der Anfang in Heidelberg und Darmstadt .....	18
	Wenn nichts so praktisch ist wie eine gute Theorie – welche Theorie ist dann gut für mich? .....	21
<b>3</b>	Systemische Kinder- und Jugendpsychiatrie: Allzu viel Homöostase? (1982 bis 1986) .....	26
<b>4</b>	Therapie dissozialer Jugendlicher: Die Erfindung der Rundtischgespräche (ab 1983) .....	31
<b>5</b>	Therapie und Supervision im Sozialstaat: Widersprüche und Visionen (ab 1990) .....	41
	Wenn der Kunde König wäre .....	41
	Kundenorientierung als Dienstleistungsphilosophie .....	43
	Teamsupervision: Opium fürs Volk .....	48
<b>6</b>	Was rauscht im Blätterwald? – Ironische Reviews (1990 bis 1993) .....	51
	Viel Feind, viel Ehr: Zur Kritik an der Familientherapie .....	51
	Was weiß die Wissenschaft über Helm S.? .....	53
<b>7</b>	Das Ende der großen Entwürfe: Der Mega-Kongress (1991)	57
<b>8</b>	Handwerkszeug für die Praxis .....	60
	Die Familienskulptur .....	61
	Die Sprechchorteknik .....	63
	Gelingende Kooperation: Systemische Selbstreflexion .....	67
	Die »Reflexionsliste systemische Prozessgestaltung« .....	71
	Organisationen systemisch in Schwung bringen: Handlungsorientierte kreative Methoden .....	74

<b>9</b>	Just in time: Die Lehrbücher der systemischen Therapie und Beratung (ab 1996) .....	77
	Wie zwei Autoren zusammenfanden .....	77
	Das Schreiben und Anbieten unseres Erstlings .....	79
	Resonanzen, weitere Lehrbücher, Übersetzungen .....	80
	Wie uns der Erfolg veränderte und motivierte .....	82
<b>10</b>	Störungen störungsspezifisch ent-stören .....	84
	Dissozialität, Delinquenz und Gewalt .....	85
	Kindliche Kopfschmerzen im familiären Kontext .....	88
	Beratung vor Lebendorganspenden .....	91
	Therapie sozialer Ängste .....	93
<b>11</b>	Migration: Systemisch-interkulturelle Therapie .....	97
	Aus- und Übersiedlerfamilien .....	98
	Psychotherapieausbildung in China .....	100
	Wie chinesische und deutsche Therapeut:innen anders »systemisch denken« .....	103
	Notfallpsychotherapie mit geflüchteten Menschen .....	104
<b>12</b>	Auf dem Weg zu einer SYMPAthischen Psychiatrie (1990 bis heute) .....	108
	Die endliche und die unendliche (Gemeinde-)Psychiatrie .....	108
	Wenn (psychiatrische) Krankenhäuser Stimmen hören .....	111
	SYMPA: Therapeutisches Konzept und Weiterbildung .....	112
	SYMPA mit geistig behinderten Menschen .....	115
	SYMPA und Freund:innen zwanzig Jahre später .....	119
	Von der unendlichen zur allzu eiligen Psychiatrie .....	120
<b>13</b>	Gegen den Strich denken: Essays, Polemiken, Irritationen (um 2000) .....	122
	Die Überfrachtung der mittleren Lebensjahre .....	122
	Zeit in Paarbeziehungen .....	123
	Unglücklich machende Familienideale .....	124
	Der Mann als Gefahrenquelle .....	126
<b>14</b>	Psychotherapie im Dialog: Ein psychodynamisch-behavioral-systemisches Gemeinschaftswerk (1999 bis 2010) .....	129
<b>15</b>	Die Gründung des Helm Stierlin Instituts (2002) .....	133
	Von der Internationalen Gesellschaft für Systemische Therapie (IGST) zum Helm Stierlin Institut (hsi) .....	133

Eine verwunschene Villa hoch über der Stadt .....	135
Von der Gründung zum Generationenwechsel .....	137
<b>16 Das Ganze Systemische Feld (DGSF): Verbandsentwicklung aus Vorstandsperspektive (2007 bis 2013) ....</b>	<b>139</b>
Die Vor- und Gründungsgeschichte der DGSF .....	139
Die anfängliche Vision – und was aus ihr wurde .....	142
Szenische Höhepunkte .....	144
Wachstum und Professionalisierung .....	145
<b>17 Wie wirksam ist Systemische Therapie – und wie kann man das beforschen? (ab 1988) .....</b>	<b>148</b>
Der Zeitgeist ändert sich .....	148
Familienforschung per Fragebogen .....	149
Die Wirksamkeit von Systemaufstellungen .....	154
Ein Vergleich Systemischer Therapie und Kognitiver Verhaltenstherapie bei sozialen Angststörungen .....	156
Systemveränderungen messbar machen .....	159
<b>18 Von der Evidenz zur Kassenfinanzierung: Wie Systemische Therapie Kassenleistung wurde (ab 1998) .....</b>	<b>163</b>
Die Vorgeschichte .....	163
Ein neuer Anlauf .....	165
Warten, warten, warten ... .....	167
Die Wende: Lobby-Coaching und Lobby-Praxis .....	168
Geschafft – und auf zu neuen Hindernissen .....	170
<b>19 Medizinische Organisationspsychologie: Systemische Beratung für das Krankenhaus (ab 2006) .....</b>	<b>171</b>
Eine Universitätssektion als Spielwiese .....	171
Unsere Forschungsprojekte .....	172
Unsere Praxis der Teamberatung .....	175
Jüngere Kolleg:innen begleiten .....	178
Vom Forschungs- zum Beratungsfokus (ab 2018) .....	180
<b>20 Seelische Gesundheit am Arbeitsplatz: Über Zeitdruck, Resilienz, Wertschätzung und Dilemmata (ab 2009) .....</b>	<b>182</b>
Gut Altwerden in Großbetrieben .....	182
Zeitdruck in der Herzchirurgie .....	183
Interne Beratung im Krankenhaus .....	184
Wozu keine Wertschätzung? .....	185
Der demografische Wandel wird spürbarer .....	187

Dilemmakompetenz .....	188
Mutig beraten: Konfliktsituationen im Coaching .....	191
<b>21 Systemische Praxis und politisches Engagement:</b>	
Von der Neutralität zur Positionierung .....	196
Zwischen Politik und Beruf .....	196
Politische Gemeinwesenarbeit und Familientherapie .....	197
Ökologische Politik als Interaktionsprozess .....	200
Gesellschaftspolitik in den systemischen Verbänden .....	202
<b>22 Probleme und Lösungen als Gemeinschaftsleistungen</b>	
(2012 bis 2014) .....	206
<b>23 Man trifft sich meist zweimal (und öfter) –</b>	
langfristige Weggenoss:innen .....	211
<b>24 Blick zurück und nach vorn</b> .....	220
Meine Generation .....	220
Was mir beruflich gutgetan hat .....	222
Kritik des Wissenschaftsbetriebes .....	225
Lohnenswerte Herausforderungen .....	227
 Literatur .....	230
Zum Autor .....	241

# 1 Welche Geschichten werden hier erzählt?

Bevor ich die Frage beantworte, möchte ich eine kleine Begebenheit schildern. Vor vielen Jahren sagte am Ende einer langen Besprechung, als ich noch allerletzte Verbesserungsvorschläge unterbreiten wollte, ein Kollege in langsamer melodiöser schweizerdeutscher Aussprache zu mir: »Herr Schweitzer, mich graust es vor Ihren guten Ideen!« (Das Verb »graußt« sprach er besonders gedehnt aus.) In ähnlicher Form habe ich diese Rückmeldung in meinem Arbeitsleben wiederholt zu hören bekommen: Dass meine Ideen, besonders die am Ende von Besprechungen noch schnell vorgebrachten, zwar oft als kreativ, inspirierend oder »angemessen ungewöhnlich« geschätzt, aber ihre Umsetzungschancen skeptisch beurteilt und der Aufwand für ihre Durchführung als (zu) hoch eingeschätzt werde, insbesondere der Aufwand für meine Kooperationspartner. Diese Fremdbeschreibung lege ich ohne weitere Erläuterungen dem Haupttitel dieses Buches zugrunde.

Nach über vierzig Jahren in vielen Sektoren der Systemischen Therapie und Beratung beende ich derzeit sowohl aus Alters- wie auch aus Gesundheitsgründen mein Berufsleben. Wie es der Zufall will, entspricht die Zeitspanne meines beruflichen Wirkens nicht ganz, aber beinahe exakt der Werdens- und Wirkungsgeschichte der Systemischen Therapie im deutschsprachigen Raum. In diesem Buch erzähle ich jene Geschichten der Systemischen Therapie, die ich selbst erleben und zuweilen mitgestalten durfte – in verschiedenen passiven und aktiven Rollen. Ich erzähle diese Geschichten also aus meiner Perspektive: so wie ich ihnen begegnet bin, sie erfahren, mit erlebt, empfunden und bewertet habe. Eine solche Geschichts-

schreibung ist naturgemäß selektiv und subjektiv, ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Objektivität. Wer eine breiter und multiperspektivisch angelegte Geschichtsschreibung sucht, findet diese online in der »Systemischen Geschichtswerkstatt«, verfasst von einer hochkarätigen Arbeitsgruppe um den Kölner Sozialwissenschaftler Tom Levold (2022).

Warum aber braucht es dann noch *meine* Geschichten der Systemischen Therapie, wird sich so manche:r berechtigt fragen. Ich hoffe, jüngere Leser:innen können in ihnen nachverfolgen, auf welche oft zufällige, konflikthafte oder mühsame Weise viele der therapeutischen Praktiken, Theorien und Regelungen in der Welt der Systemischen Therapie und Beratung entstanden sind, die ihnen heute abgeschlossen und abgerundet erscheinen, als seien sie schon immer so gewesen. Ältere Leser:innen aus meiner Generation, auch noch ältere oder geringfügig jüngere finden hoffentlich ergänzend dazu Spaß daran, ihre eigene, vielleicht noch nicht niedergeschriebene Geschichtsschreibung der Systemischen Therapie und Beratung mit meiner Erzählung zu vergleichen und sich je nach Ergebnis über meine Darstellung zu freuen oder zu ärgern.

Dieses Buch steht auf dem Sockel von 45 Aufsätzen aus den Jahren 1980 bis 2019, deren wichtigsten Gedanken, Fragestellungen, Ergebnisse und Anekdoten ich in Kurzform exzerpiert habe. Ich habe sie in das Buch anhand zweier Fragen eingebettet: (1) Welche fachlichen Entwicklungen der gesamten Systemischen Therapie und Beratung werden in diesen 45 Jahren durch sie illustriert? (2) Welche Rolle haben sie bzw. das in ihnen Dargestellte in meiner eigenen beruflichen Entwicklung gespielt?<sup>1</sup>

1 Soweit ich aus meinen eigenen Publikationen zitiere, zitiere ich manchmal wörtlich (wenn mir auch heute keine bessere oder kompaktere Formulierung einfällt) und manchmal zusammenfassend oder paraphrasierend (wenn ich dadurch einen längeren Textteil besser oder kompakter zusammenfassen kann). Hätte ich jedes Mal kenntlich gemacht, ob ein Textteil wörtlich oder paraphrasierend zitiert ist, hätte

Sollte dieses Buch allen Altersgruppen seiner Leserschaft einen Eindruck von den teilweise enormen Entwicklungen, die die Systemische Therapie und Beratung in dieser Phase genommen haben, vermitteln, würde mich das freuen. Denn von diesen gab es einige! Viele neue Methoden und Ansätze, die noch bis vor Kurzem ausführlicher Begründungen bedurften, sind inzwischen fachlich zum Mainstream und Standard geworden. Dazu gehört auch (aber keineswegs so dominant und ausschließlich, wie es derzeit oft erscheint) die ambulante Systemische Therapie als krankenkassenfinanziertes Therapieverfahren, die zunehmend auch in Hochschulcurricula und Behandlungsleitlinien einen festen Platz einnehmen wird. Aber auch einige fachliche Merkwürdigkeiten in der psychosozialen Medizin und Sozialen Arbeit, gegen die ich zwischen 1980 und 1995 gern polemisiert habe, sind zu registrieren, von denen die meisten inzwischen glücklicherweise aus der Mode gekommen sind. Von manchem Unsinn, von dem ich und viele meiner Kolleg:innen in den 1980er und 1990er Jahren überzeugt waren, mussten und durften wir uns mit wachsender Erfahrung selbst verabschieden. Gleichzeitig stagniert aktuell weiterhin so manches, bleiben viele Widerstände gegen einen ökosozialen Ansatz in Psychotherapie, Sozialer Arbeit und arbeitsweltlicher Beratung zu überwinden oder nehmen punktuell auch zu.

Als roter Faden zieht sich durch die verschiedenen Abschnitte dieses Bandes der Gedanke: Die meisten psychosozialen Probleme sind eine »ungewollte Gemeinschaftsleistung« und bedürfen zu ihrer Lösung oder Linderung einer

das eine große und unübersichtliche Häufung solcher Hinweise nach sich gezogen, die die angenehme Lesbarkeit sehr beeinträchtigt hätte. Deshalb habe ich darauf verzichtet.

Aus Publikationen anderer Autor:innen zitiere ich in diesem Buch nur dort, wo es zum Verständnis einer Entwicklung erforderlich ist. Dort kennzeichne ich wörtliche Zitate als solche; alle anderen Referenzen sind Paraphrasierungen und Zusammenfassungen größerer Textteile.

»gewollten Gemeinschaftsleistung« (Schweitzer, 2014). Niemand ist ganz für sich allein depressiv, schizophren, delinquent, erziehungsunfähig, ausgebrannt, rivalisierend oder leistungsgemindert. Psychosoziale Probleme und ihre Lösung oder Linderung sind eingebettet in eine »Ökologie gemeinsamer (Miss-)Erfolge«.<sup>2</sup> Ihre Überwindung bedarf kooperativer Praktiken. Kooperation ist, auch bei gutem Willen aller Beteiligten, oft nicht einfach. Gemeinsame systemische Selbstreflexion (Schweitzer, 1998, S. 53 ff.) zwischen den Probleminhaber:innen (Patient:innen, Klient:innen), ihrem unmittelbaren Umfeld (Familie, Nachbarschaft, Kolleg:innen und Vorgesetzte) und den für sie tätigen psychosozialen Profis (Sozialarbeiter:innen, Psycholog:innen, Ärztinnen und Ärzte, Pflegekräfte, Coaches, Unternehmensberater:innen) ist oft notwendig und hilfreich, um kontraproduktive Beziehungs-muster in der Zusammenarbeit aufzulösen und wieder flüssig und leichtgängig zu machen. Unterbleibt solche Kooperation, dann weist das darauf hin, dass sie von einem oder mehreren der Akteure zumindest für sie oder ihn selbst nicht als lohnend erachtet wird (Schweitzer, 1998, S. 30 f.).

Ich hatte das Glück, oft an Stellen zu arbeiten, in denen Lösungen für seinerzeit ungelöste psychosoziale Probleme gefunden werden mussten. Hauptberuflich waren meine Stationen die Kinder- und Jugendpsychiatrie, die Psychosomatische Medizin, die Familientherapie und die Medizinische Psychologie. Als Supervisor und Projektentwickler durfte ich an Innovationen in der Jugendhilfe, der klinischen und der Gemeindepsychiatrie sowie der somatischen Medizin mitwirken. Etwa ab 1995 war ich mit Coaching und Team- bzw. Organisationsberatung in der Arbeitswelt beratend und forschend beschäftigt, zuletzt hauptsächlich mit der seelischen Gesundheit am Arbeitsplatz Krankenhaus. Als »Funktionär«

2 Diesen Slogan habe ich in Anlehnung an den deutschsprachigen Buchtitel »Ökologie des Geistes« (1981) formuliert.

in zwei Fachverbänden, einem Weiterbildungsinstitut und einem Bundesausschuss habe ich auch an der fachpolitischen Seite der Psychotherapie und speziell der Systemischen Therapie mitarbeiten dürfen.

\*\*\*

Nun wünsche ich Ihnen, den Leserinnen und Lesern, nicht nur den jüngeren, möglichst viele Aha-Erlebnisse darüber, wie sich manche heute selbstverständliche psychosoziale Praktik erst sehr allmählich und oft aus der Kritik am früher Selbstverständlichen entwickelt hat – auch als Ermutigung, die bisher ungelösten psychosozialen Probleme mit zeitgemäß frischem Schwung anzugehen. Denn neue gute Lösungen werden heute genauso gebraucht wie in den letzten 45 Jahren.

## 2 Wie ich zur Familientherapie fand (ab 1976)

### Studentische Suchbewegungen in Gießen

Mein Psychologiestudium, mit Jura als Nebenfach, habe ich von 1973 bis 1978 in Gießen absolviert, einer hessischen Universitätsstadt mit geringer ästhetischer und kultureller Ausstrahlung, aber mit zumindest damals dichten sozialen Beziehungen sowie viel sozialpolitischem Engagement unter den Studierenden. Wer dies beides suchte, landete in den 1970er Jahren oft in einer von drei sozialpolitischen Initiativen in den drei sozialen Brennpunkten der Stadt. Am prominentesten war der Eulenkopf, eine Siedlung an der gleichnamigen Straße, in der nach dem Zweiten Weltkrieg Behelfsunterkünfte für Flüchtlinge und Wohnungslose entstanden. Die durch Horst-Eberhard Richter, einem der damals öffentlichkeitswirksamsten und fortschrittlichsten Psychoanalytiker und Psychosomatik-Klinikchefs der BRD, bekannt gewordene »Initiative Eulenkopf« machte es sich zur Aufgabe, die dortigen Anwohner:innen in der Selbstorganisation ihres Lebens zu unterstützen. Richter hatte schon in den 1960er und frühen 1970er Jahren familientherapeutische Bücher verfasst (Richter, 1963, 1970) und sich dann zunehmend auch sozialpolitischer Themen angenommen. In seinen gesellschaftspolitischen Bestsellern, z. B. »Die Gruppe« (Richter, 1972) und »Lernziel Solidarität« (Richter, 1974), hatte Richter über die Arbeit der Initiativgruppe Eulenkopf geschrieben. Als SPD-Mitglied und als Freund des damaligen Sozialministers im sozialdemokratisch regierten Hessen einflussreich, versuchte er Psychoanalyse, Familientherapie und Gemeinwesenarbeit zusammen zu denken und

zu praktizieren. Ich sah darin zu Beginn meines Studiums etwas zu viel Psychologisierung politischer Probleme und ging lieber zur Gießener »Projektgruppe Margaretenhütte«. Der Verein engagierte sich im sozialen Brennpunkt rund um das Gebiet der Henriette-Fürth-Straße. Die Initiator:innen strebten in der Praxis mehr »radikale Gemeinwesenarbeit« im Sinne von Saul Alinsky (1946/1969) an, in oft kritischer Konfrontation mit der herrschenden, in Hessen und in Gießen sozialdemokratischen Politik. Beispielsweise luden wir mit unzufriedenen Bewohner:innen der Siedlung eine defekte, seit Jahren nicht ersetzte Mülltonne als Symbol der Vernachlässigung des Wohngebiets Margaretenhütte durch die Stadtverwaltung, auf einen LKW, fuhren diesen vor die Stadtverwaltung und hielten dort eine Aufmerksamkeit erregende Demonstration ab. Die Gitarrengruppe des Jugendclubs intonierte dazu den »Müll-Container-Blues«, Schau-lustige wurden zum Mitsingen eingeladen.

Obwohl ich politische Probleme nicht psychologisieren wollte, studierte ich zeitgleich dennoch (mit reichlich Ambivalenz) Psychologie und wollte später irgendeine Art von Psychotherapeut werden. Diese Spur führte mich zurück zu Horst-Eberhardt Richter, dessen Team 1976 erstmals eine Weiterbildung in »Psychoanalytischer Familien- und Sozialtherapie« anbot. Ich bewarb mich dafür, bekam aber keinen Platz – wie alle anderen Studierenden, da der Teilnehmerkreis anders als anfangs mitgeteilt auf Hochschulabsolvent:innen eingeschränkt wurde. Folglich musste ich weitersuchen. Der Fachbereich Psychologie, besonders Renate Frank, machte uns damals mit Kognitiver Verhaltenstherapie vertraut. Auto-didaktisch und selbstorganisiert hatten wir uns zudem nach strukturierten Anweisungen aus einem Lehrbuch (Minsel, 1974) Grundzüge der klientenzentrierten Gesprächstherapie beigebracht. Mit beiden Ansätzen wurde ich nicht so richtig warm.

## Auf in die USA

Da widerfuhr mir 1977 während eines Praktikums in der Kinderklinik der University of Maryland in Baltimore, USA, ein regelrechtes Erweckungserlebnis. In einem Workshop für »Psychology Interns«<sup>3</sup> über »Family Therapy« bekam ich in einem Rollenspiel die Rolle eines Kindes zugeteilt, das zwischen seinen verdeckt-konflikthaft interagierenden Eltern eingeklemmt saß, die sich über die Erziehung dieses Kindes stritten. Der Therapeut forderte mich zu einem Platzwechsel auf, von »zwischen den Eltern« zu »gegenüber den Eltern« und damit zugleich neben den Therapeuten. Das fand ich toll, in meiner Rolle wie als Psychologiestudent: so handlungsorientiert und so nicht-vereinzelt konnte Psychotherapie sein! Das wollte ich lernen, und noch auf der Rückreise vom Praktikum in Baltimore zum New Yorker Flughafen informierte ich mich in Philadelphia an zwei Klinikprogrammen (in der Philadelphia Child Guidance Clinic, geleitet von Salvador Minuchin, und im Hahnemann Medical College, geleitet von Iván Böszörényi-Nagy) über Möglichkeiten, dort nach dem Studienabschluss in Deutschland eine familientherapeutische Ausbildung zu machen.

Zurück in Gießen wählte ich im folgenden Herbst 1978 den »Gemeinsamen Rorschach-Versuch« nach Jürg Willi (1974) als Wahlthema meiner mündlichen Diagnostik-Diplomprüfung. Zugleich bewarb ich mich beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) um ein Jahresstipendium in den USA, um dort Familientherapie zu lernen.

In diesem meinem Amerikajahr absolvierte ich aufgrund einer ungewöhnlich unbürokratischen Absprache mit der Institutsleitung, bestehend aus Fred und Bernice Duhl (Duhl, Kantor u. Duhl, 1973), und dem DAAD von September 1979 bis

3 Psychology Interns sind Doktorats-Studierende der Klinischen Psychologie in ihrem letzten praktischen Jahr.

Juni 1980 am Boston Family Institute zwei Weiterbildungsjahre in einem – jeden Dienstagnachmittag und -abend das erste Kursjahr, jeden Donnerstagnachmittag und -abend das zweite Kursjahr. Montags, mittwochs und freitags arbeitete ich in diesen zehn Monaten als »Clinical Child Psychology Intern« am Cambridge Child Guidance Center, einer kinderpsychiatrischen Erziehungsberatungsstelle, die wenige Straßen von der Harvard University entfernt lag. Den Abschluss meines Amerikajahres bildete im Juli und August 1980 ein »Structural Family Therapy International Summer Course« an der Philadelphia Child Guidance Clinic unter der Leitung von Salvador Minuchin, dem Begründer der strukturellen Familientherapie (Minuchin, 1977).

Etwa in der Mitte jenes Austauschjahres merkte ich: Die Würfel sind endgültig gefallen, Familientherapie kann ein Schwerpunkt meiner beruflichen Laufbahn werden, auf den Abschluss meines im Nebenfach betriebenen Jurastudiums kann ich getrost verzichten! Das war ein wunderbares Gefühl und Erlebnis, nachdem ich mein ganzes Studium hindurch kein klares Wunschbild meiner späteren Tätigkeit gewinnen konnte. Nun stellte sich eine neue Frage: Wie kann ich mit meinem endlich gefundenen Ziel, familientherapeutisch arbeiten zu wollen, in Deutschland weitermachen? Ich war 26 Jahre alt und stand unter Beobachtung des Bundesamts für den Zivildienst, das mich vor meinem 28. Lebensjahr noch zum damals obligaten, zum Wehrdienst alternativen Zivildienst einziehen würde. Ich wusste, dass damals in der BRD an drei Universitätskliniken kleine Institute für Familientherapie existierten, an denen die Ableistung eines Zivildienstes möglich war. Neben der Gießener Gruppe um H.-E. Richter gab es das in Göttingen unter der Leitung von Eckhart Sperling (Sperling u. Massing, 1982) und in Heidelberg unter der Leitung von Helm Stierlin. Eher aus privaten Gründen versuchte ich es in Heidelberg und wurde dort als Zivildienstleistender angenommen.

## Der Anfang in Heidelberg und Darmstadt

So kam ich im Herbst 1980 aus den USA, mit Zwischenstationen bei meinen Eltern und auf einem Familientherapiekongress in Erlangen, am 1. Oktober 1980 in Heidelberg an. Dass ich dort den Rest meines Lebens bleiben würde, war zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht klar und hat mich rückblickend selbst überrascht. Im Heidelberger Familientherapieinstitut arbeitete ich vor allem mit Michael Wirsching (er wurde später Ordinarius für Psychosomatik in Freiburg) und mit Gunthard Weber (der in diesem Buch noch häufiger vorkommen wird) zusammen, weniger mit Helm Stierlin selbst. Leider brauchte es eine Weile, bis meine Rolle als Zivildienstleistender zu meiner eigenen Zufriedenheit geklärt war.

Ich arbeitete lediglich elf Monate im Heidelberger Familientherapieinstitut. Das Angebot einer Wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle des Instituts für Medizinische Psychologie bot mir die Chance, meinen Lebensunterhalt in Heidelberg selbst zu finanzieren – was mit den kärglichen fünfhundert Mark im Zivildienst<sup>4</sup> nicht möglich gewesen war –, und dennoch manche der in der Familientherapie begonnenen Arbeiten fortzuführen. Ich ergriff die Gelegenheit. Trotz der Kürze der Zeit, die ich am Heidelberger Familientherapieinstitut verbrachte, reichte diese, um Kontakte zu den Familientherapeut:innen und zu einigen der Psychoanalytiker:innen zu knüpfen, die dann über lange Phasen meines Arbeitslebens gehalten haben. Aber es ging nicht nur um Kontakte, ich wollte etwas lernen! Insbesondere in der Beobachtung des therapeutischen Verhaltens von Gunthard Weber und der von ihm zu Seminaren

4 Um aus dem Zivildienst so frühzeitig entlassen zu werden, brauchte es ein sehr sorgfältiges Studium des damaligen Zivildienstgesetzes, bis ein hierfür hilfreicher Paragraph gefunden war. Dies war nicht das einzige Mal in meinem Leben, dass mein Nebenfachstudium der Rechtswissenschaft, auch ohne Abschluss, wirklich hilfreich war.

nach Heidelberg eingeladenen Mailänder Therapeuten Gianfranco Cecchin und Luigi Boscolo hat sich mein therapeutischer Stil weiterentwickelt. Mit dem Aufsatz »Beziehung als Metapher: Die Familienskulptur als diagnostische, therapeutische und Ausbildungstechnik«, den ich gemeinsam mit Gunthard Weber 1982 schrieb, und der in den zehn Jahren danach zu den meistzitierten deutschsprachigen Familientherapie-Aufsätzen gehörte, wurde ich in der Szene langsam ein wenig bekannt (Schweitzer u. Weber, 1982).

Im April 1982 war, nach wieder nur acht Monaten, auch diese angenehme, zum Gemütlichen neigende Stelle in der Medizinischen Psychologie zu Ende. Ich bewarb mich im Folgenden bei drei Heidelberger Einrichtungen – bei Helm Stierlin in der Familientherapie, bei Walter Bräutigam in der Allgemeinen Psychosomatik und bei Ernst Petzold in der Internistischen Psychosomatik. Aber keiner wollte mich – oder zumindest wollte keiner mir eine Stelle geben: »Ja, wenn Sie Arzt wären, dann hätten wir da vielleicht was. Aber unsere wenigen Psychologenstellen sind leider auf Jahre und Jahrzehnte besetzt.« So musste ich meinen Suchradius erweitern. Am Ende mehrerer anstrengender Bewerbungsprozesse begann ich im Juli 1982 an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie des Landeskrankenhauses im nordschwäbischen Weinsberg zu arbeiten – an der ich viereinhalb Jahre lang blieb. Meine frühesten Lehr- und Wanderjahre hatten so ihr vorläufiges Ende gefunden.

Neben den psychiatrisch-psychosomatisch orientierten Heidelbergern wurde die in der Sozialarbeit angesiedelte Gruppe an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt um Margarete Hecker (1983) und Verena Krähenbühl (1986) für mich zu einer zweiten fachlichen Heimat. Dass ich bei Minuchin gelehrt hatte – wie sie auch –, wurde dort zur Eintrittskarte, obwohl ich ehrlich berichtete, es habe sich dabei nur um einen sechswöchigen Kurs gehandelt. »Bei Minuchin gewesen zu sein« war für die Darmstädter Kolleginnen offensichtlich ein

hinreichender Qualitätsausweis, so wie »in Amerika gewesen zu sein« für große Teile der damaligen Familientherapieszene als ein positiver Beleg für die eigene Kompetenz galt.

Anfangs wurde ich als Fallsupervisor verpflichtet. Mit einer nur dreiköpfigen Supervisanden Gruppe zog ich an den Samstagen durch die Beratungsstellen des Rhein-Main-Gebietes. Wir führten dort Familiengespräche mit Live-Supervision vor und hinter einer Einwegscheibe. Ich war gerade mal 27 Jahre alt, hypernervös in dieser mir allzu früh zugeteilten Rolle und grübelte, wie ich den Respekt dieser Gruppe gewinnen könnte. Diese berichtete mir, meine Vorgängerin sei »unerträglich wertschätzend« gewesen, habe unterschiedslos »alles gut gefunden«, egal wie schlecht es gewesen war, und das sollte ich auf keinen Fall tun. Ich beschloss, diese Aufforderung zu respektieren. In unserem ersten Supervisionsgespräch habe ich die Therapeutin, eine sympathische, sehr beliebte und sehr laut tönende Sozialarbeiterin, zwanzig Jahre älter als ich, insgesamt siebenmal per Telefon aus dem Therapieraum herausgeholt, um ihr hinter der Scheibe Änderungsvorschläge zu unterbreiten. Sie war hinterher sehr erschöpft, aber sehr glücklich und wir wurden über das ganze Jahr hinweg ein gutes Team.

1984 durfte ich erstmals als Krankheitsvertretung für Margarete Hecker eine Intensivkurswoche in Saarbrücken leiten. Offenbar gute Rückmeldungen der Teilnehmergruppe veranlassten Margarete Hecker anschließend, mich als Co-Leiter in ebenfalls einwöchige Familienrekonstruktionsseminare einzunehmen. Wir wurden mit unseren 25 Jahren Altersdifferenz und unseren gemeinsamen Interessen an Neuer Geschichte, an Biografien und an psychodramatischen Techniken ein überaus erfolgreiches Gespann.

Wann hörte nun diese lange Zeit auf, in der alles anfing? In meiner Erinnerung war das irgendwann im Jahr 1987, als ich in einer anstrengenden und ausweglos erscheinenden therapeutischen Situation mich nicht mehr fragte, »Was würde Gunthard Weber jetzt tun?«, und aufhörte, eine virtuell hinter

mir stehende fachliche Autorität zu konsultieren. Spätestens da hörte die Zeit auf, in der alles anfing.

### Wenn nichts so praktisch ist wie eine gute Theorie – welche Theorie ist dann gut für mich?

Das Nützlichste an meinem Psychologiestudium erscheint mir im Nachhinein das Diplom zu seinem Abschluss. Hatte mir mein Vater beim Hauptfachwechsel von Jura zu Psychologie noch prophezeit, dieser Wechsel würde mich finanziell und vom Status in eine prekäre Situation führen, hat sich diese triste Voraussage glücklicherweise nicht bewahrheitet. Im Gegenteil hat der »Psychoboom« während meiner Lebenszeit die Berufschancen von Diplom- und Masterpsycholog:innen insgesamt deutlich verbessert. Auch das forschungsmethodische Denken beim Formulieren und Überprüfen von Hypothesen, was ich im Psychologiestudium erlernte, war mir des Öfteren nützlich. Enttäuschend war dafür – im Durchschnitt – die theoretische Ausbildung, zumindest für mich, der ich die Mechanismen der psychischen und sozialen Welt verstehen wollte. Eine einzige Gießener Vorlesung hat sich in mein Gedächtnis eingegraben: »Ganzheitlichkeit, Behaviorismus und Systemtheorie« von Dietrich Dörner im Wintersemester 1975/76 – ein genialer Versuch, Systemtheorie als die Synthese zwischen Ganzheitlichkeit und Behaviorismus zu verstehen, die beider theoretische Stärke auf eine höhere Stufe hebt.

Wenn ich meine theoretische Beheimatung nicht in meinem Gießener Studium fand, wo dann? Kurz gesagt: in Amerika. Die mir 1977 und 1979/1980 in den USA vermittelte Systemtheorie hat man in Deutschland später als »Kybernetik erster Ordnung« bezeichnet (von Foerster, 1993). Sie beschrieb psychische und soziale Prozesse als theoretisch vollständig verstehbar, wenngleich es großes Geschick im Beobachten von Interaktionen erforderte, und sie ging davon aus, dass Systeme ein einmal gewonnenes Gleichgewicht unbedingt »homöostatisch« auf-

rechterhalten wollten, seiner Veränderung Widerstand entgegensezten würden, was umso intensivere und geschicktere Interventionen erforderlich machte. Familientherapie wurde in dieser Denkweise zu einer kunstvollen Kombination möglichst eleganter und intensiver therapeutischer Interventionen – also eine sehr spannende Herausforderung. Das war etwas für mich, damit konnte ich etwas anfangen.

Meine frühe Heidelberger Zeit in den Jahren 1980 bis 1987 lag genau in einer theoretischen Übergangszeit von einer Kybernetik erster Ordnung zu einer Kybernetik zweiter Ordnung. Kybernetik zweiter Ordnung meinte vereinfacht gesagt: Wir beobachten und wir intervenieren nicht in das, »was wirklich ist«, sondern in die Beobachtungen von Beobachter:innen darüber, was der Fall sein könnte. Von außen ließe sich dieser Wechsel in polaren Termini anderer Theorien beschreiben als der Übergang von »materialistisch zu idealistisch«, von »Interaktion zu Konstruktion«, von »richtigen zu nützlichen« Beschreibungen, von »Fremdsteuerung zu Selbststeuerung«. Besonders deutlich zeigte sich diese Veränderung am Auseinandergehen des Mailänder Familientherapie-Quartetts. Die beiden Frauen, Mara Selvini Palazzoli und Giuliana Prata, blieben ihrer Spielart einer Kybernetik erster Ordnung verbunden (Selvini Palazzoli, Cirillo, Selvini u. Sorrentino, 1991), die beiden Männer, Luigi Boscolo und Gianfranco Cecchin, wechselten zu einer Kybernetik zweiter Ordnung (Cecchin, Lang u. Ray, 1992). Über die Heidelberger Gruppe – oder genauer: über Helm Stierlin als deren einziges konstantes Mitglied von 1975 bis in die 2000er Jahre hinein – könnte man vereinfachend sagen, sie sei recht direkt von der Psychoanalyse zur Kybernetik zweiter Ordnung übergegangen.

Über solchen Differenzierungen schwebte der einzige umstrittene und nicht kritisierte Theoretiker jener Jahre: Gregory Bateson. Der Sohn eines Cambridger Biologieprofessors, studierter Ethnologe und Ehemann der Ethnologin Margaret Mead, hatte mit Indigenen in Samoa und Neu-Guinea, Psy-

chiatriepatient:innen und ihren Eltern in Kalifornien sowie Delphinen auf Hawaii gearbeitet bzw. diese beobachtet. In diesen so unterschiedlichen Systemen hatte Bateson viele Grundbegriffe des systemischen Denkens studiert und formuliert: das zirkuläre Denken, symmetrische und komplementäre Modi, die Double-Bind-Hypothese der Schizophrenie, die logischen Ebenen des Lernens. Bateson (1981, 1982) wurde von mir und meiner Generation in der ersten Hälfte der 1980er Jahre in der systemischen Weiterbildung intensiv studiert.

In jenen Jahren stießen bei der Beschäftigung mit Theorien zwei entgegengesetzte Tendenzen in mir zusammen. Einerseits wollte ich soziale Wirklichkeiten kennenlernen und verstehen, »wie sie wirklich sind« – »kritisch« im Sinne des Marxismus und der Frankfurter Schule, frei von ideologischen Verblendungen. Andererseits hatte ich vor allem am Boston Family Institute studiert, wie sehr die Theorien führender Familientherapeut:innen mit deren eigenen Familienerfahrungen zusammenhingen – etwa Minuchins Fokus auf zugleich durchlässige und feste Grenzen zwischen (Sub-)Systemen mit seiner intensiv verbundenen Verwandtschaft im jüdischen Stetl in Argentinien oder Murray Bowens Theorie (Bowen, 1960, 1974), dass schizophrenen Störungen meist zwei frühere Generationen mit allzu verstrickten Interaktionen vorausgingen, mit seinen kindlichen Familienerfahrungen in den amerikanischen Südstaaten. Meine Bostoner Lehrer:innen ermutigten uns, die eigenen Herkunftserfahrungen zum eigenständigen Theoretisieren zu nutzen – was ich einleuchtend und faszinierend fand. Das passte irgendwie auch gut zum Konstruktivismus und Konstruktionismus und der von ihnen betonten sozialen Selbsterfindung.

In meinen späten Berufsjahren ging ich als gesellschafts-politischer Sprecher der DGSF (besonders von 2016 bis 2019) auf die Suche nach Theorien, die ein über Fach- und Berufspolitik hinausgehendes allgemeinpolitisches Positionieren systemischer Therapeut:innen begründen und anleiten könnten. Ich

fand sie auf dem fünften Kontinent, im narrativen Ansatz von Michael White und David Epston (White u. Epston, 1990; White, 2020), speziell in ihrer auf Michel Foucault zurückgehenden Idee, dass in psychischen und sozialen Systemen herrschende und unterdrückte Diskurse (Erzählungen) stets miteinander im Streit liegen und wir prüfen müssen, wie bekömmlich sie für uns selbst oder – im therapeutischen Kontext – für unsere Klient:innen sind. In Australien und Neuseeland lässt sich das am Konflikt zwischen dort lange Zeit herrschenden Theorien der aus Europa Eingewanderten und der unterdrückten Theorien der indigenen Aborigines und Maori deutlich zeigen.

Mir ist über die Jahre klar geworden, dass ich mit nur einer handlungsanleitenden Theorie nicht auskomme – auch nicht mit der Systemtheorie als der wahrscheinlich abstraktesten unter ihnen. Ich sehe die Systemtheorie heute als ein Flaggenschiff einer Reihe miteinander verwandter Theorien, die wie von Dietrich Dörner schon 1975 postuliert das Beste aus Ganzheitlichkeit und Atomismus zusammenbringt. Ihnen allen ist gemeinsam: ein zirkuläres Denken über symmetrische und komplementäre Interaktionen, ein Interesse an der kollektiven (wenngleich oft sehr strittigen) Erzeugung von Wahrheiten sowie ein Glaube daran, dass einzelne Menschen zugleich Opfer und Täter der sie verbindenden Probleme sind. Unterschiedlich sind diese Theorien in ihren eher natur-, sozial- oder geisteswissenschaftlichen Herkünften, in ihrer Liebe zu eher mathematischen oder sprachlichen Darstellungsweisen, in ihrem unterschiedlich starken Glauben an die Formbarkeit der sozialen Wirklichkeiten.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es rein theoretische Systemiker:innen (sie kennen die gesamte Theorie, agieren aber sehr ungeschickt in sozialen Systemen) und rein intuitive Systemiker:innen gibt (sie denken systemisch, ohne notwendigerweise den Begriff gehört zu haben) sowie Mischungen aus beiden. Mir ist ein Kommentar des damaligen Jenaer Hochschullehrers Rainer Treptow zu meinem Bewerbungsvortrag

um die dortige Professur Sozialmanagement im Januar 1999 in Erinnerung geblieben: »Herr Schweitzer, Sie haben einen sehr guten Vortrag gehalten. Mir scheint aber, zu nichts von all dem hätten Sie Niklas Luhmanns Ansatz als theoretische Grundlage gebraucht.« War das ein Kompliment? Ich weiß es bis heute nicht. Sicher ist, dass ich mich zu den Sowohl-als-auch-Systemiker:innen zählen würde: sowohl theoretisch geleitet als auch intuitiv agierend – ganz gemäß der Überschrift für diesen Abschnitt: nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie. Ich habe mehrere für mich passende im Laufe der Zeit gefunden.